

Wiener Zeitschrift

f ü r
Kunst, Literatur, Theater
u n d
M o d e.

Sonnabend, den 7. Jänner. 1832.

3

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M. dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbj. und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Der Oheim als Brautwerber.

(S c h l u ß.)

Wir sehen die beyden Brüder in Berlin in der Wohnung des jüngern. Der Baron hatte lange mit ungewöhnlichem Feuer gesprochen, in den starren Zügen seines Gesichts lag hervorbrechende Entrüstung, um den Mund zuckten gekniffene Falten.

„Lieber Max,“ sprach er, „wie kannst du auf der Grille beharren, in deinem Alter noch heirathen zu wollen. Was werden Freunde und Bekannte, Stadt und Land darüber sagen und urtheilen? Wie werden deine eigenen früheren Worte gegen dich angeführt werden! Bedenk doch dieß Alles.“

„Ich habe Alles bedacht, und meine Antwort ist fertig; sie ist sogar gedruckt zu haben. Ich verweise Jeglichen auf Meister Benedict in Shakespear's: „Viel Lärmen um Nichts.“ „Es mögen,“ sagt er, „wohl einige schale Späße und Wibbrocken gegen mich gerichtet werden, weil ich so lange auf den Ehestand geschmäht habe, aber ändert sich der Geschmack nicht? Ein Mann liebt als Knabe ein Gericht, welches ihm im Alter zuwider ist. Sollten Sticheleyen und Redensarten und diese Papierkugeln des Gehirns einen Mann von der Bahn seiner Laune abschrecken? Nein, die Welt muß bevölkert seyn. Wenn ich sagte, ich wollte als ein Hagestolz sterben, so glaubte ich nicht so lange zu leben, bis ich heirathete.“

„Du scherzest, lieber Bruder, indem ich ernsthaft rede.“

„Meine scherzhafte Rede ist nicht als unzeitiges Späßen, sondern nur als die Wirkung meiner guten Laune anzusehen, da es mir in dieser Angelegenheit nach Wunsch gelungen ist.“

„Ich würde deine Entwürfe keineswegs mißbilligen, wenn ich nur einigermaßen überzeugt seyn könnte, daß ihre Ausführung dich wirklich und auf die Länge glücklich machen dürfte.“

„Ich zweifle nicht daran, und übrigens, wenn auch hin und wieder ein Zweifel, ein Gedanke an Lord Byron's Pejorität*) in mir aufstiege, so ist doch al-

*) Es ward in Lord Byron's Gegenwart gesagt, daß ein Bekannter von ihm in eine wahre Teufelsbrühe gerathen sey. — „Was?“ fragte der Lord, „hat er geheirathet?“ — „Schlimmer, Mylord!“ — „Wirklich, gibt es denn eine Pejorität?“ Das Wort ist analog nach Majorität, Minorität, Superiorität u. s. w. gebildet, und verdiente wohl Aufnahme.

les zu spät, ich habe mein Wort gegeben, und Mar von Weisensfels bricht seine Zusage nicht.“

„Was sprichst du da, lieber Bruder, also Bedenklichkeiten dieser Art? Laß mich handeln. Es gibt mehr als eine Weise dergleichen Sachen ganz zur Zufriedenheit beyder Theile zu beenden. Ich unternehme es und werde nichts unterlassen, selbst wenn es ein Rittergut kosten sollte.“

„Halt, solches Verfahren gebe ich nicht zu. Aber um dir zu beweisen, wie sehr ich deine Gründe und Rathschläge als die eines ältern Bruders und Hauptes der Familie achte und beherzige, werde ich nochmals den Schritt, den ich vor habe, überdenken und dir das endliche Ergebniß meiner Überlegungen schriftlich melden.“

„Wann erhalte ich diesen Brief.“

„Vielleicht noch heute, spätestens morgen, jedoch bedinge ich mir dabey etwas, dessen Erfüllung mir höchst angenehm seyn würde, nemlich — eine schriftliche Antwort.“

„Wenn eine mündliche Erörterung dir Langeweile macht, so werde ich schreiben,“ antwortete etwas verlegt der Baron, und verließ bald darauf seinen Bruder.

Dieser setzte sich sogleich nieder, und schrieb, wie folgt: „Durch deine Bedenklichkeiten, lieber Bruder, veranlaßt, habe ich die Gründe für und gegen meine Heirath der genauesten Prüfung unterworfen. Meine alte, wohl gänzlich ungerechte, doch fest eingewurzelte Vorliebe für den Stand eines Hagestolzen, trat dabey mächtig auf deine Seite. Es ist jedoch eine ehrenwerthe, angesehene Gattung von Leuten, die Hagestolzen! Sie benutzen alle die vortheilhaften Einrichtungen der menschlichen Gesellschaft, und leiden wenig von den nachtheiligen. Sie essen täglich auswärts und sind nicht verbunden Gäste bey sich aufzunehmen; ihre Besuche können sie abkürzen und verlängern, frey von der Frohne, spielsüchtige Frauen nach Hause zu fahren; Hochzeiten, Taufen, Namensfeste, alles ist ihnen recht; man nennt sie nie Vater und Großväterchen; den Neujahrstag bringen sie auf dem Lande zu, verlassen einen Ball, wenn sie wollen, und bewohnen in ihrem Hause ein beliebiges Zimmer; Rechnungen der Modehändler werden ihnen nicht zugesandt, und im Theater bezahlen sie statt einer Loge, in der sie keinen Platz haben, einen Sperrsiß, auf dem sie sitzen. Ohne Sorge für die Zukunft leben sie auf diese Art die bestimmte Lebensfrist ab, und wenn sie gestorben sind, so werden sie an vielen Orten mit einer Auszeichnung begraben, die ihren reinen Wandel beurkundet.“

„Wenn ich nun daran denke, daß ich alle diese, mir wohlbekannte Vortheile aufgeben soll, um andere mir unbekanntes dagegen einzutauschen, so bemeistert sich meiner eine Empfindung, die einem kalten Fieberschauer gleicht. Ich glaube nun zwar, daß ein freundlicher Blick meiner schönen Braut, wie wärmende Sonne, die Fieberanfalle zerstreuen wird, aber da erscheint mir wieder deine bedenkliche, zürnende Miene, und wirfst mich in den kalten Schauder zurück.“

„In diesem Schwanken sehe ich jedoch einen Umstand vor mir, der meinem Willen eine bestimmte Richtung geben muß. Dieser ist das von mir meiner Braut gegebene Wort. Wie soll ich zurücktreten, zu einem Wortbruch mich entschließen? Du hast zwar in unserer letzten Unterredung angedeutet, daß eine Summe Geldes gern aufzuopfern wäre, aber fern sey der Gedanke von mir, mich loskaufen zu wollen. Und wie hoch denkst du, daß ein Baron von Weisensfels

anzuschlagen ist? Doch wenigstens eben so hoch, als sein ganzes Vermögen, sammt möglichen Erbschaften? Nein, von Lösegeld mag ich gar nicht reden hören, dennoch gibt es vielleicht ein Mittel mich frey zu machen. Dieses wäre statt meiner einen Stellvertreter zu finden. Aber wer kann einen Baron von Weissenfels in einem solchen Falle vertreten? Nun höre darüber meine Meinung.“

„Mein Nefse, dein Sohn Ferdinand, ist ebenfalls ein Baron von Weissenfels; er ist mein muthmaßlicher Erbe, so wie der Erbnehmer meiner Erblasser. Er kennt meine Braut, und ich weiß, daß sie ihm gefällt. Nur er allein ist der Stellvertreter, der mich auslösen kann, wenn er meine Braut heirathet. Einen andern Ausweg weiß ich nicht.“

„Du bist meiner Heirath so sehr entgegen, und findest sie besonders meinem Alter nicht angemessen. Dieses Mißverhältniß tritt wenigstens bey deinem Sohne nicht ein. Lasse ihn also meinen Stellvertreter seyn, und die Verwicklung entwickelt sich auf eine ungezwungene Weise. Ich erwarte hierüber deine mit einer brüderlichen Gesinnung abgefaßte Antwort.“

Der Oheim überlas den Brief, lächelte, siegelte und befahl denselben zum Bruder hinzutragen. Darauf griff er nach dem Hute, und fuhr zum Freunde, wo die übliche Whistparthie ihn erwartete.

Am folgenden Morgen saß er noch beym Frühstück und blätterte in den Zeitungen, als der Jäger des alten Barons ihm einen versiegelten Zettel übergab. Er öffnete nicht ohne innere Spannung und las: „Lieber Bruder, ich habe deinen Brief mit der größten Aufmerksamkeit zu wiederholten Malen gelesen. Ich dachte anfangs, es wäre darin irgend ein verschränkter Sinn, wie man scherzhafte Aussätze hat, die erst dann die eigentliche Bedeutung offenbaren, wenn man über eine Zeile, oder zur Seite oder gar rückwärts liest. Ich versuchte jede Art versteckter Entzifferung, mußte aber zuletzt darauf zurückkommen, den Brief gerade so zu lesen, wie er ist, ohne ein verborgenes Schubfach darin zu suchen. Wenn ich nun in seinen zu Tag liegenden Inhalt eingehe, scheint es mir, als wolltest du eine Art Mystification mit mir treiben. Gedenkst du selbst zu heirathen, oder soll es Ferdinand? Trittst du als Bräutigam, oder als Brautwerber auf? Diese Frage vermagst nur du zu beantworten; alles was mir zu beantworten anheimfällt, fasse ich in der Erklärung zusammen, daß, wenn einmal mein Sohn heirathen soll, ich vorläufig seine Braut zu sehen verlange.“ —

„So recht,“ sprach der Oheim, „die ersten Donnerkeile des Gewitters fallen auf mein verhärtetes Haupt!“ Auf den Brief antwortete er kurz, daß er Nachmittags den Bruder abholen würde, um ihn zu Marien zu führen. In der Zwischenzeit machte er der Tante einen Besuch, bat sie um eine Unterredung und entdeckte ihr in derselben seinen wahren Namen, Ferdinands Absichten und seine eigenen Entwürfe zur Erreichung derselben. Die Witwe war überrascht, und konnte sich nicht gleich in die Veränderung des Namens von Schwarzenfels in den von Weissenfels finden, doch da es sich darum handelte, ihre Nichte auf eine unerwartete, glänzende Art zu versorgen, so kam es bald zu hinlänglichen Erklärungen. Die Tante hatte Scharfsinn genug, um Mariens Herz durchblickt zu haben, und handelte als Bevollmächtigte, ohne eine ausdrückliche Vollmacht zu besitzen. Nachdem die nöthigen Abmachungen getroffen waren, gab der Oheim zuletzt seine Anweisung, welches Benehmen gegen den alten Baron zu beobachten sey.

Nachmittags erschienen die beyden Brüder in der Wohnung arbeitseliger

Armuth. Groß und zierlich konnte das Zimmer nicht gemacht werden, aber es war reinlich wie immer, und nach den Winken des Oheims, war alles daraus entfernt worden, was unmittelbar auf Beschäftigung mit Lohnarbeit hindeuten konnte. Marie saß an ihrem Tischchen am Fenster mit einer bunten, kleinen Stickerey beschäftigt. Es war ihr gesagt worden, daß Ferdinands Vater kommen würde, und Blässe übergoss ihr Antlitz, als er hereintrat, doch bald lehrten die blühenden Farben wieder.

Der Baron war ernst und würdevoll; es lag nicht in seiner Art gegen irgend Jemand sich kränkend zu benehmen; hier scheute er außerdem seinen Bruder. Dieser leitete die Unterhaltung, sprach viel und ließ dem Baron Zeit seine Beobachtungen anzustellen. Auch Marie ward ins Gespräch gezogen und entfaltete ungezwungen so viel Geist und Anmuth, daß der Oheim mit beyden Händen lauten Beyfall hätte klatschen mögen.

Nachdem die Brüder ungefähr eine Stunde verweilt, brachen sie auf. Als sie auf der Straße waren, nahm der alte Baron seinen Bruder vertraulich unter den Arm und sagte: „Mariens Schönheit und ganzes Wesen hat einen wunderbaren Eindruck auf mich gemacht. Ich bin ungestimmt und widerspreche nicht mehr deinem Beschluß, vielmehr wünsche ich dir Glück zu deiner Wahl und deiner bevorstehenden Vermählung.“

Der Oheim blieb überrascht und betreten stehen. Er fand keine rechten Worte zur Entgegnung, und seine Blicke ruhten verwirrt auf dem Bruder, dieser aber hob wieder an: „Alter Max, wie ist dir, dieß ist nicht der Blick eines freudigen Bräutigams? Ist dir meine Einwilligung nicht recht, wolltest du lieber ohne meine Zustimmung heirathen? Behinderungen und Widersprüche sollen ja eine Nahrung der Liebe seyn.“

„Bruder,“ entgegnete endlich der Oheim, „sey großmüthig und heß' mich nicht in mein eigenes Fangeisen. Du hast den Zusammenhang durchschaut, und solches war nicht schwer. Ich arbeitete für dich und deinen Sohn. Du solltest einen leichtern Entschluß haben und er ein minder schweres Gesuch. Laß nun dem Buben das Mädchen, an dem sein Herz hängt, und ich laß der Braut mein ganzes Vermögen, und damit du nicht weiter verlangst, daß ich Marie heirathe, nehme ich sie auf der Stelle an Kindesstatt an.“

Der alte Baron fing an zu lachen und rief aus: „Du hast Recht gehabt, dich vor der Ehe so in Acht zu nehmen. Schon der Versuch, dich für einen Bräutigam auszugeben, kostet dir dein Vermögen.“

Der junge Weisensfels kehrte von der Reise zurück und vernahm die Zustimmung des Vaters mit einem Entzücken, dessen ängstlich frohe Wirkung nur die sich vorstellen können, die in gleichen, entscheidenden Lebensfällen sich befunden haben. Auf diese Freude folgte das Hochzeitfest, die Flitterwochen, das geordnete Hauswesen. Als nach einem Jahre Marie einen kleinen, schreyenden Freyherrn von Weisensfels auf dem Schooße hielt, dessen Taufpathe der Oheim gewesen, sagte einst dieser, die schöne Gruppe mit feuchten Augen ansehend, zum Neffen: „Wie irren wohl beyderseits, Hagestolze und Ehemänner, doch ihr Verheirathete irrt euch auf eine angenehmere Weise.“

Correspondenz-Nachrichten.

Paris, im October 1831.

(Fortsetzung.)

Ich gebe mir alle ersinnliche Mühe für Sie, liebe Leser, nach dieser eben nicht aufheitern- den Darstellung aus Bicêtre, etwas Versöhnendes und Erfreuenendes aus dem Pariser Leben aufzufinden. Solches ist aber heut zu Tage schwer, wo das ganze Gesellschafts-, Kunst- und Wissenschaftsleben unter dem Druck der Zeit und der Alles beherrschenden politischen Umstände seufzt. Nur Eins hat mich recht gefreut, und ich eile es Ihnen mitzutheilen, damit die Freunde französischer Literatur an dem guten Werk Theil nehmen. Unser vorzüglichster Buchhändler in Paris ist seit fünfzehn Jahren Lavoocat, eine wahre literarische Macht. Ihm haben es die lebenden Schriftsteller zu verdanken, daß nach und nach ihre Honorare immer bedeutender wurden, und daß das Talent seinen guten Lohn fand. Er unterstützte großmüthig jede literarische Unternehmung, half jedem strebenden jungen Mann auf, kurz er war für Paris, was Cotta in größerer Ausdehnung für Deutschland ist. Als nun in Folge der Juliusereignisse aller Handel und Wandel in Paris und in Frankreich überhaupt unendlich litt, kam auch Lavoocat, der alle seine Drucker beybehielt und seine Schriftsteller wie vorher honorirte, in üble Lage. Um diese zu erleichtern und zugleich Lavoocat einen unabweislichen Beweis von dankender Anhänglichkeit zu geben, sind nun alle ausgezeichneten französischen Schriftsteller zusammengetreten und liefern Lavoocat unentgeltliche Beyträge zu einem in periodischen Bänden herauskommenden Werke, dem Lesage's diable boiteux zum Beispiele dient. Es soll eine ähnliche Darstellung von Paris im Jahre 1830 und 1831 seyn, ausgestattet mit Allem, was das geistige und materielle Leben der Hauptstadt Interessantes darbietet. Wenn man nach den Namen und dem Ruf der Schriftsteller urtheilt, die daran Theil nehmen wollen, so wird es etwas Bedeutendes. Indessen ist nicht ganz darauf zu gehen, denn im Charakter der Franzosen liegt's, eine neue Idee einige Tage oder Wochen lang mit Eifer und Enthusiasmus zu ergreifen, und gleich darauf mit unbegreiflicher Kälte liegen zu lassen. Das Werk wird den Titel führen: Paris, ou les Cent un, weil gerade hundert und ein Schriftsteller daran arbeiten. Da es so ziemlich die ausgezeichnetsten Frankreichs sind, so gibt diese Zahl einen statistischen Maßstab von der Schriftstellerverwelt dieses Landes. Der erste Band des Buches wird in den nächsten Tagen erscheinen. Die französischen Journale haben sich natürlich diese Gelegenheit nicht entgehen lassen, um einiges Ruhmreden auf Frankreich anzubringen. Eines der bescheidensten spricht sich folgendermaßen darüber aus: „Was ist doch das Paris, wo Sie wohnen, und das Sie wenigstens einmal in Ihrem Leben sehen wollen? Warum halt doch ein Schlag, der in dieser Stadt gethan wird, in der ganzen Welt wieder? Woher kommt diese Allmacht? und warum erneut sie sich immer? Dieß erklärt sich nur dann erst, wenn man die Pariser Sitten genau und gründlich studiert. Dieß Studieren kann aber nicht von einem Manne allein ausgehen, ein solcher wird nur Oberflächliches und Einseitiges hervorbringen. Ein Gemälde von Paris, das unserer Zeit angemessen seyn soll, muß eine Art von encyclopädischer Moral seyn, wo jeder Schriftsteller die Darstellung übernimmt, die ihm am meisten zusagt.“ Wie viele leere, schwülstige und aufgeblasene Worte!

Die Herren wollen in dem neu angefrischten diable boiteux eine sittliche Darstellung des heutigen Paris geben. Soll sie aber wahr seyn, so muß die Unsittlichkeit darin vorherrschen, wie sie Herrinn in unserm dramatischen und Volksleben geworden ist. Das muß man den Pariseren lassen, sie haben es zu allen Zeiten weit darin gebracht. Die Zügellosigkeit war hier immer auf einem hohen Grade, und durfte auch unserer neuen Freyheit als ächte Bezeichnung nicht fehlen. Dramatische Darstellungen wie „la Bayadère“, „l'Orgie“ und so viele andere bezeichnen den Geist und die sittliche Richtung des Publicums. Über das im schmutzigen Schaum aufgeregte Volk kann man leicht urtheilen, wenn man die dichten, wild jubelnden Haufen sieht, die sich vor den obscönsten Darstellungen bey den Kupferstichhändlern drängen, und sich in schmutzigen Auserungen überbieten. Erst ganz vor Kurzem hat es der neue Polizeyprefect versucht, der öffentlichen Ausstellung und dem Verkauf dieser Waare zu steuern; da hätten Sie hören sollen, wie die revolutionären Journale über den Mann herfielen. Dieß ist auch gar nicht zu verwundern, wenn einem das innere und äußere Leben der heutigen Pariser ein wenig bekannt ist. Ihnen fehlt fast aller Sinn für das Höhere und Würdigere, für die Beziehungen eines Daseyns, das sich nicht allein auf den Staub Erde beschränkt. So war es immer mit den Menschen, die so lange Deutschland und Europa als Muster

gedient haben; wieviel mehr jetzt, wo eine Revolution die wilde Leidenschaftlichkeit des Volks noch mehr aufgereggt und entfesselt hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

K. K. Hoftheater nächst der Burg.

In der letzten Hälfte des Monats December erschien Mad. Julie Litomisky, geb. Schwarz, in den beyden Rollen der Donna Isabella in Schiller's „Braut von Messina“ und der Zaarewina in Kaupach's „Fürsten Chawansky“ als Gast auf dieser Hofbühne. Mad. Litomisky ist bereits vor ihrer Verehelichung uns als dramatische Künstlerin vortheilhaft bekannt geworden. Seit ihrer Verheirathung aber hat sie sich vom Theater zurückgezogen. Die Erwartung war also natürlich sehr gespannt, als sie nach einem Zwischenraume mehrerer Jahre, und zwar in einem Jahre die Bühne wieder betrat, in welchem uns die Leistungen einer der größten dramatischen Bühnen des Jahrhunderts noch in frischem Andenken schwebten. Es ist nicht zu verkennen, daß der Standpunct, auf welchem sich Mad. Litomisky stellte, sehr viele Schwierigkeiten bot. Es konnte ihr auch nur theilweise gelingen, dieselben zu besiegen. Mad. Litomisky besitzt ein kraftvolles, aller Schwingungen fähiges, wohlklingendes Sprachorgan, ihre Haltung ist edel, das Spiel von einer Freiheit und Schärfe, wie es nach einer so langen Abwesenheit von der Bühne kaum zu erwarten war, aber, sey es nun die natürliche Befangenheit des Wiedererscheinens vor dem Publicum, oder einer andern Ursache zuzuschreiben, der tiefere tragische Ausdruck des Gefühls, jene Glut, die aus dem Herzen und zum Herzen dringt, dieses Grundprincip tragischer Leistung gerade entwickelte sich in der Darstellung der Mad. Litomisky nicht genügend. Besonders vermiste man es in der herrlichen Scene des vierten Aufzugs, wo sich das furchtbare Schicksal des Hauses nach und nach entwickelt. Mad. Litomisky strebte alles im kräftigsten Lichte darzustellen, aber es erschien eben dadurch monoton. Kraft und Milde zu verbinden ist die große Aufgabe, welche eben die Meisterin, der Mad. Litomisky mit rühmlichen Eifer nachstrebte, so glänzend zu lösen verstand. Dieser rührende Mütter-schmerz, und das darauffolgende frevelnde Aufstreben gegen das Verhängniß, diese tragische Ironie fand in Mad. Litomisky's Leistung nur ungenügendes Colorit. Ausgezeichnet war der Vortrag im ersten und zweyten Aufzug und hier leistete die Künstlerin, stets ihr großes Vorbild im Auge, Verdienstliches. Das Publicum sprach sich an mehreren Stellen beyfällig, doch nicht einstimmig aus, und Mad. Litomisky ward im Laufe der Darstellung gerufen. Wir können diesen Bericht nicht schließen, ohne noch des ausgezeichneten Spieles der Dlle. Gley, welche die Beatrice mit dem glücklichsten Ausdruck des wärmsten Gefühls gab, so wie der Hrn. Löwe und Korn, welche als die beyden Brüder Treffliches leisteten, zu gedenken. Auch Hr. Anschütz als älterer Chorführer wirkte mit der höchsten Bedeusamkeit und machte in vollem Maße sein herrliches Talent als Redner geltend. In der Rolle der leidenschaftlichen, rache- und liebegelühten Zaarewina, bewegte sich Mad. Litomisky in denselben Verhältnissen, wie bey ihrem ersten Debut. Auch hier war dasselbe zu loben, und blieb dasselbe zu wünschen übrig, wie dort. Sie strebte nur durch fortwährenden Kraftausdruck Eindruck zu erregen, ohne daß es ihr gelang, jene süßeren Saiten erklingen zu lassen, welche die Empfindung berühren und erregen. Dieser Wechsel ist in dieser Rolle noch unerlässlicher, als in irgend einer, weil sonst das Ganze in ein fortgesetztes Wüthen sich gestaltet. In einzelnen Momenten leistete indessen auch hier Mad. Litomisky Verdienstliches, und sie ward auch heute während der Darstellung gerufen.

L i t e r a t u r.

„Therese,“ ein practisches Handbuch für die Erziehung des ersten Kindesalters, in allgemein faßlicher Darstellung. Zunächst für Mütter und Kindererzieherinnen, wie auch zur Anwendung in Kinderbewahr- und Vorbereitungsanstalten. Von dem Verfasser der Zusage zu Wilderspin's frühzeitiger Erziehung (Joseph Wertheimer). Wien, bey Gerold 1832. 8. (Vorrede und Inhalt XVI. S. Text 246 S.)

Schon vor 1800 Jahren schrieb ein gründlicher Denker unter den Hellenen in einem kleinen sehr populären Werkchen über Kindererziehung *) folgende bedeutsame Stelle nieder: „Gleichwie zum Anbau der Erde zuerst ein hierzu geeigneter Boden, dann ein feines Geschäftes kundiger Landwirth, endlich ein guter Same erfordert wird, so ist dieß auch bey der Erziehung der Fall, wobey die Naturanlage des Zöglings den Boden, der Erzieher den Anbauer, die Worte der Belehrung und Zurechtweisung den Samen vorstellen.“ Wie viel Wahres und Treffendes diese übrigens so ungekünstelte Vergleichung enthalte, überlassen wir der eigenen Würdigung eines Jeden, der auch nur flüchtig über die höchste und allgemeinste Aufgabe der Erziehung, über Menschenbildung, nachgedacht hat und die hohe Wichtigkeit dieses Geschäftes nicht verkennet. Das Leben eines Menschen, der mit Hülfe seiner Eltern und Erzieher diesen Namen seiner innerlichen Bedeutung nach erlangen soll, ist nemlich der Mittelpunkt, welcher die Hauptbestrebung beyder Theile vereinigt und beyde in dieser Beziehung als Einheit setzt. Diese Einheit läßt sie demnach nur eines und dasselbe wollen: das Wohl des Kindes und folglich auch das, wodurch dieses hervorgebracht wird. Sie erkennen somit die Nothwendigkeit der vollständigen Entwicklung seiner Kräfte durch eine naturgemäße Erziehung und einen damit im Einklange stehenden Unterricht. Natur und Beruf legen ihnen gemeinsam die heiligsten Pflichten auf, und herrlich ist's, wenn beyde in der gewissenhaftesten Erfüllung derselben wetteifern. Jedoch muß damit schon frühzeitig, schon im allerzartesten Alter, der Anfang gemacht werden, wenn diese Bemühungen ihren gewünschten Endzweck erreichen sollen, und auch nicht die geringste Kleinigkeit, auch nicht die unbedeutendst scheinenden Dinge dürfen dabey unbeachtet bleiben, da, wie der berühmte *Kleinhard* irgendwo in seiner Moral sagt, in den unbeträchtlichsten Erscheinungen des menschlichen Herzens bald ein Keim des Guten liegt, der leicht verloren geht, wenn man nicht darauf achtet, bald aber auch ein Same des Bösen, der schnell tiefe Wurzeln schlägt und unvermuthet zu einer solchen Reife gelangt, daß man ihn oft auch mit der äußersten Mühe nicht auszurotten vermag **). Das Wesentlichste also, was das Gelingen aller spätern Bildungsversuche durch Schule und Leben bedingt, ist die häusliche Zucht, welche das Gemüth des Kindes — das eigentliche im Eingange dieses Aufsatzes gemeinte Ackerland — zureichten und bearbeiten muß, daß es tauglich werde zur Aufnahme des Samens, der ihm in der Folge mit liebevollem Herzen gestreut wird. Obgleich es nun nicht an trefflichen Werken fehlt, die entweder das Ganze der Erziehungskunde umfassen, oder aber sich einzelne Theile derselben zum Gegenstande gewählt haben, so mangelten doch bis diesen Augenblick wahrhaft populäre Erziehungshandbücher für Mütter, denen vorzugsweise jenes oben erwähnte Zureichten und Bearbeiten von dem allerzartesten Alter an obliegt. Denn *Pestalozzi's* Buch für Mütter; sein „*Wie Gertrud ihre Kinder lehret*“ und „*Einhart und Gertrud*“ sind so wenig als seine übrigen Elementarbücher im eigentlichen Sinne des Wortes populär geworden. Der Schluss auf die Schwierigkeit eines solchen Unternehmens ergibt sich hieraus von selbst. Um so verdienstlicher ist es aber für *Hrn. Wertheimer*, da er sich dadurch nicht entmuthigen ließ, wenigstens einen Versuch zu machen, dem allgemein gefühlten Bedürfnisse nach seinen besten Kräften abzuhelfen. Und wirklich ist ihm dieß auf eine Art gelungen, wie es unter den erwähnten Umständen kaum zu erwarten war. Der Verfasser ist zwar bescheiden genug, in der Vorrede sich dahin zu äußern, daß sein Büchlein weit mehr bezwecke, obgedachte Lücke anzudeuten, als daß er sich vermäße, sie auszufüllen. Allein wahrscheinlich hat er, eingedenk des Horazischen: „*Quid dignum tanto seret hic promissor hiatu,*“ weniger zu leisten versprochen, als er wirklich leistete. Überall hat er — um mich in Bezug auf das Folgende seiner eigenen Worte zu bedienen — sich mehr an das Gemüth und die Einbildungskraft, als an den raisonnirenden Verstand der Leser und vorzüglich der Leserinnen gewendet, und darum auch mehr in Beyspielen, Parabeln und Erzählungen als in Regeln und Vorschriften gesprochen. Die geistige Behandlung der Kinder ward möglichst nach dem gewöhnlichen Entwicklungsgange der Natur, und zwar in Abschnitte, einge-

*) *Plutarchos περὶ παιδων ἀγωγῆς, κεφ. δ'.*

**) Wir können nicht umhin, bey dieser Gelegenheit allen Freunden der Erziehungskunde ein Werk bestens anzuempfehlen, welches weniger bekannt zu seyn scheint, als es seinem Gehalte nach zu seyn verdiente, und worin der Gegenstand, den wir hier bloß mit ein paar Worten berühren konnten, ausführlich und gründlich erörtert wird. Es führt den Titel: „*Über die Wichtigkeit der Kleinigkeiten bey dem Geschäfte der Erziehung und des Unterrichtes,*“ von *Dr. Carl Weitershausen*. Gießen bey *Müller*, 1821.

theilt, welche mehr die fortschreitende Progression als das für irgend ein bestimmtes Alter Angemessene bezeichnen sollen. Für die sittlich-religiöse Erziehung konnte keine systematisch-progressive Behandlung angedeutet werden, da sich im ersten Kinderleben wenig Raum zu einiger Absteckung der Grenzen für dieselbe darbietet. Die physische Behandlung hingegen erlaubte schon aus dem Grunde nur eine Berührung im Allgemeinen und Wesentlichsten, weil Struve, Hufeland, Göllis, Müllisch, Friedländer, Henke, u. a. diesen Gegenstand mit segensreicher Wirksamkeit bereits erschöpft haben.

Dies Wenige und — wir wiederholen es — größtentheils mit des Verfassers eigenen Worten ausgedrückt, mag hinreichen, den verehrten Lesern und Leserinnen unserer Zeitschrift einen Begriff zu geben, wie in diesem Werke der Gegenstand aufgefaßt und durchgeführt ist, woran wir nur noch die Bemerkung fügen, daß der Verfasser vorzüglich darauf hinarbeitet, der Schlassheit und Weichlichkeit entgegenzuwirken und auf Mäßigkeit, Enthaltbarkeit und Einfachheit zu dringen; daß er die trefflichste Anleitung gibt, durch wohlwollende feste Behandlung und durch religiöse Weichung vorkommender Lebensverhältnisse den geringsten Keim der Sittlichkeit zu pflegen, damit er sich aufschließen zur Frucht, die da sichtbar sey als Tüchtigkeit im Wollen, Denken, und Handeln; daß er endlich alle diese goldenen Äpfel in einer silbernen Schale darbietet, d. h. daß die Form des Vortrags bey aller Popularität deselben so interessant und gebiegen ist, daß die Kritik selbst in ästhetischer Hinsicht nur lobend sich auszusprechen vermag. Eine wichtige Bürgschaft für alles bisher Gesagte gibt auch der Umstand, daß der, um das gesammte österreichische Volksschulwesen so vielfach verdiente, hoch- und ehrwürdige Domherr Augustin Turzan die Widmung dieses Werkes angenommen hat, wodurch zugleich der leiseste Verdacht wegfällt, als seyen wir zu Gunsten eines emporblühenden vaterländischen Talentes mit Wehrauch etwas zu verschwenderisch gewesen.

Als Anhang finden wir bey unserem Werke: Fragen und Antworten hinsichtlich des Neuesten und Dringendsten über Kinderbewahr- und Vorbereitungsanstalten, mit besonderer Berücksichtigung der Einwürfe gegen diese Anstalten und der wünschenswerthen Verbesserungen derselben; dann Einiges zur Geschichte der Kinderbewahr- und Vorbereitungsanstalten, worin sich sehr interessante Notizen über diesen Gegenstand vorfinden, und zwar um so interessantere, als der Verfasser an der Einrichtung der ersten Kinderbewahranstalten in der österreichischen Monarchie wesentlichen Antheil hatte und überhaupt stets mit rastlosem Eifer für Alles wirksam sich bewies, was zur Förderung des Wohles der Kleinen und Unmündigen be trägt *).

Da übrigens der Name des Hrn. Wertheimer schon durch die Bearbeitung des bekannten Wilderspinner'schen Werkes über Kinderbewahranstalten, wovon im Jahre 1828 bey Gerold bereits die zweyte Auflage erschien, rühmlich bekannt ist, so nehmen wir um so weniger Anstand, oben angezeigtes neuestes Product seines achtungswerthen Strebens nachdrücklichst zu empfehlen, und sprechen nur unsere innigste Überzeugung aus, wenn wir behaupten, daß man sorgfamen Müttern und redlichen Erzieherinnen keine angenehmere und fruchtbringendere Gabe bieten könne, als dieses Büchlein, welches des Guten und Beherzigenswerthen so viel enthält, daß jeder Kinderfreund zur möglichsten Verbreitung deselben sein Schärfelein beizutragen sich beeifern sollte.

F.

*) Man sehe unter Anderm die Wienerzeitung vom 29. November 1830, wo ihm die ehrenvollste öffentliche Anerkennung zu Theil ward, wie auch Dießing's kleine Schrift über die frühzeitige Bildung der Kinder in den Kleinkinderschulen, Wien 1830, und Hiller's Predigt: „Von der Sorge für die Kleinen.“ Wien, Gerold 1830.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schich.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.